

Religionsphilosophie und christliche Theologie

Autor(en): **Müller, Gustav Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **59 (1976)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

glaubt wurde; mit weit grösserer Berechtigung kann man dasselbe von der hohen Sittlichkeit sagen, die das Christentum in die Welt gebracht haben soll. Jeder nimmt es ungesehen als Tatsache, obwohl ein jüdischer Philosoph schlagend feststellte: Was gut daran ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht gut.

Betrachten wir uns einmal Konstantins unleugbar christliche Nachfolger. Vom Brudermörder Konstantios und seinem Vetter Julian war schon (in der Fussnote) die Rede. Als Valentinian zum Kaiser gewählt wurde, nahm er seinen Bruder Valens in die Regierung, dessen Sohn Valentinian den Thron mit Theodosius, einem spanischen Hauptmann, teilte; dieser brachte seine Söhne Arkadios und Honorius auf den Thron. Jener war ein Spielzeug seiner Frau, Eudoxia, deren Sohn und Nachfolger wiederum unter dem Einfluss seiner Schwester Pulcheria stand, die einen General Marcian heiratete und ihm die Krone verschaffte. Im Land herrschte Mord und Totschlag durch gedungene Mörder, niemand (wie jetzt in Nordirland) war seines Lebens sicher, denn das Morden war zum Sport geworden, und sogar in der Kirche konnte man nicht mehr Schutz suchen. Als Begleiterscheinung blühte sittliche Verderbtheit, deren Königin die schöne Theodora war.

Ein thrakischer Offizier, Leo, machte mit Hilfe seiner Gattin Verina und seiner Tochter Ariadne den byzantinischen Hof zum Verbrecherzentrum. Ariadne hatte einen gewissen Tarasikodissa geheiratet — ein missgestalter Mensch, der sich nun Zeno nannte; ein zweiter Leo war bald gestorben und liess den Thron frei für Zeno, der aber fliehen musste, weil Verina, die er des Ehebruchs bezichtigte, eine Palastrevolution anzettelte. Er floh mit dem Staatsschatz, kehrte aber im Jahr darauf mit Hilfe der Vanadalen heim. Basilikos, den seine Schwester Verina eingesetzt hatte, suchte in einer Kirche Schutz, aber ergab sich Zeno gegen die Zusage, sein «Blut würde nicht vergossen werden».

Er wurde in eine tiefe Grube geworfen und musste langsam verhungern; tage- und nächtelang hörten die Wachen sein Brüllen, wagten aber nicht zu helfen. Als man die Leiche herauszog, fand man, dass der Mann im Wahnsinn seine eigenen Arme ange-

nagt hatte. (Zeno regierte von 474 bis 475 und wieder von 476—491.)

Ariadne hatte ein Liebesverhältnis mit einem Palastbediensteten, Anastasius, — ein hübscher aber völlig ungebildeter Mensch, der nun Kaiser wurde. Als er so schwer erkrankte, dass man mit seinem baldigen Ableben rechnete, bestach ein reicher Patrizier den Befehlshaber der Palastwache, Justin, ihn als Nachfolger vorzuschlagen. General Justin liess sofort seinen Nefen Peter Sabbatius aus der Heimat — beide kamen aus Mazedonien, in der Nähe von Skopje — kommen und mit dem Bestechungsgeld liess er dem ungebildeten Schaffhirten unter dem Namen Justinian (er hatte ihn adoptiert) die beste Erziehung und Bildung geben. Als nach Jahren Anastasius wirklich starb, übertölpelten die beiden den Senat. Justin wurde als Kaiser ausgerufen, verliess sich aber in allem auf den nun sehr gebildeten Justinian, der ebenso lernbegierig wie fromm war. Dieser geriet in die Netze der Theodora, die er sogar heiratete und zur Mitkaiserin (Basilissa) machte, als er selbst in der Regierung folgte. Sie hatte es verstanden, den mit Minderwertigkeitskomplexen behafteten Justinian zu bemuttern und zu leiten.

Theodora, die Tochter eines Bärenhüters, wird vom Hofhistoriker — richtiger Skandalchronisten — Prokop von Cäsarea in seinen Geheimaufzeichnungen («Inedita») als eine Intrigantin von solcher Perversität und Grausamkeit

geschildert, dass er selbst schreibt, die Nachwelt werde seinen Bericht für unglaublich finden. Ob sie wirklich vor ihrem Aufstieg ein so schandhaftes Luderleben geführt hat oder nicht, als Basilissa spielte sie die sittenstrenge Matrone. Man muss ihr zugestehen, dass sie mit ihrem materiellen Verstand viel zur Grösse Justinians und seiner Hauptstadt beigetragen hat.²⁾ Zu den Prachtbauten, die aufgeführt wurden, gehört vor allem die Hagia Sophia, wofür man vier Rosse vom Tempel der Diana von Ephesus gebracht hatte, die im 4. Kreuzzug (1204) von den Venetianern gestohlen wurden und heute auf dem St. Marcus zu sehen sind. Otto Wolfgang

1) Julian «der Abtrünnige» — der Vetter von Konstantins drittem Sohn und Nachfolger, Constantius II., der alle übrigen Brüder und Verwandten weggeräumt hatte — war zwar getauft worden, war aber ein Anhänger des Neuplatonismus. Als er zwei Jahre nach seinem Thronantritt, 363, auf seinem Kriegszug gegen die Perser mit 32 Jahren starb, wurde das als göttliche Strafe erklärt und tat dem Mithraismus in Rom Abbruch.

2) Justinian verfolgte Juden, Heiden und Häretiker wie die Monophysiten, die lehren, dass Jesus nach der Menschwerdung nur eine Natur, nämlich die göttliche, hatte, während das herrschende Dogma zwei, eine göttliche und menschliche Natur, vorgibt. Theodora aber, deren Gewalttätigkeit mehr als die Dekrete des Kaisers gefürchtet waren, schützte die Monophysiten, deren Lehre sich in der koptisch-abessynischen, der armenischen Kirche und den syrischen Jakobiten erhalten hat. Justin versuchte vergebens beide Strömungen zu versöhnen.

Religionsphilosophie und christliche Theologie

Das freie Denken ist unbegrenzt, wie auch die Wahrheit, der es dient, unbegrenzt ist. Nur in der Freiheit des Denkens kann man der Wahrheit dienen; wie auch umgekehrt nur die Verpflichtung auf die unbedingte Wahrheit Freiheit möglich ist. Die Wahrheit ist der Massstab, an dem sich die Fortschritte und Rückschritte auf allen Wertgebieten beurteilen lassen. Das Zusammen von Wahrheit und Freiheit ist die Einheit von Gegensätzen, ein dialektisches Verhältnis, das menschlich-geschichtliche Kultur begründet. Ausserhalb dieser Einheit von verbindlicher Verpflichtung ist Freiheit Willkür.

Der Wahrheitsfrage kann sich nichts entziehen. Sie ist identisch mit der on-

tologischen Seins-Frage: Was ist das? Was bist du? Wer bin ich? Alle Fragen laufen zusammen in der Frage: Was ist der Mensch im Sein?

Zu den Wertgebieten, über die wir nachdenken, «reflektieren», gehört auch die Religion. Sie ist eine Grundlage der Menschheit. Ich glaube und bin unerschütterlich überzeugt, dass jeder Mensch aus einem Glauben und aus einer Ueberzeugung heraus lebt. Ihre Abwandlungen sind «subjektiv». Aber das teilt sie mit allen Wertgebieten. Auch die Mathematik macht sich nicht von selbst; sie braucht gläubige, begeisterte, begabte — der Christ würde sagen: gottbegnadete Mathematiker. Der Glauben, aus dem heraus der Mensch als ge-

schichtlicher Schöpfer lebt, muss nicht verwechselt werden mit einem Fürwahrhalten von überlieferten Geschichten, die aus Tradition und Gewohnheit angenommen werden. Sie bedürfen der Prüfung. Religionsphilosophie und christliche Theologie verhalten sich wie zwei Kreise, die sich überschneiden, aber nicht decken. Es gibt religiöse Werte im Christentum, es gibt religiöse Werte im Nicht-Christentum. Wir müssen nicht den Fehler der meisten christlichen Theologen übernehmen, die Christentum mit Religion identifizieren. Wenn wir uns nur als nichtkirchlich und nichtchristlich wissen, dann haben wir diesen Fehler übernommen. Dann sind wir nichts als eine christliche Sekte mit negativem Vorzeichen. Das wahrhaft freie Denken bezieht sich auch auf das Christentum; denn es ist ja allseits offen und keinem Vorurteil untertan. Der Massstab, an dem auch das Christentum beurteilt wird, liegt in dem Vernunftbegriff der Religion überhaupt, wie er der philosophischen Selbsterkenntnis einsichtig wird. Religion ist der Sinn für das Absolute, vermittelt durch mythische Vorstellungen.

Der Grundbegriff der Religion ist das **Heilige**. Das Heilige ist das absolute Sein, das nicht anders als gut sein kann.

Ein solches Sein findet sich in der Erfahrung nirgends. Das Fachwort für dieses Uebersteigen der Erfahrung ist «Transzendenz». Es gibt also — gemessen an diesem Vernunftbegriff der Religion — keine Heiligen beiderlei Geschlechts; keine heilige Schriften, Institutionen, Orte oder gar «heilige Knochen».

Der dialektische Widerspruch zum Heiligen ist die **Sünde**. Mit moralisch verwerflichem Verhalten hat sie nichts zu tun. Sie ist im Gegenteil gerade der Stolz des Menschen — Scholastiker nannten sie deshalb mit Recht «superbia». Sünde ist Blindheit für das Heilige. Sie setzt irgend einen Wert in der Erfahrung, als ob er absolut wäre; das ist nicht Glauben, sondern Aberglauben und «Götzendienst».

Bricht dieser fälschlich verabsolutierte Wert zusammen, wird er in seiner Nichtabsolutheit durchschaut, so heisst das in christlicher Ausdrucksweise «Vergebung der Sünde». In solchem erschütternden Erlebnis wird das Heilige transparent. Ein Beispiel

im «Neuen Testament» ist die Geschichte vom verlorenen Sohn, der sich aus der Verlorenheit an endliche Güter «heim» findet. Dieses «heim» ist eine Wiederverankerung in dem Sein, das nicht anders als gut sein kann; die Liebe, die wieder aufnimmt ohne nach vergangenen Verfehlungen zu fragen. Das lateinische Wort «re-ligio» bedeutet ja genau diese Rückbeziehung auf den absoluten Seinsgrund, in welchem wir aufgehoben sind — Aufgehoben in dem dreifachen Sinn des Gesetzseins, Erhöhtseins und Bewahrtseins; das Gewesensein ist ja nicht weniger seiend als das lebendige Dasein.

Die Religionsphilosophie hat also die Aufgabe, mythische Vorstellungen in allen Religionen auf ihren religiösen Wahrheitsgehalt hin zu durchschauen und uns dadurch nicht nur von positiven oder «offenbaren» Religionen zu befreien, sondern auch um uns für sie zu öffnen. Wie Hegel sagt: Im Rauche der Offenbarung Funken der Vernunft zu finden.

Die christliche Theologie unterscheidet sich nun von dieser vernünftigen

Selbsterkenntnis durch folgende Merkmale — ich zitiere aus meiner **Dialektischen Philosophie** (Francke Verlag, S. 149): 1. «Jede Theologie ist der Anwalt einer gegebenen Glaubensform, die sie gegen Andersgläubige verteidigt, und sie als die rechtgläubige, die orthodoxe, einzig allein-seligmachende darstellt. Sie verhält sich **«apologetisch»**. 2. Die Theologie behandelt mythische Vorstellungen, als ob sie wissenschaftlich beweisbare Gegenstände wären. Sie ist **«dogmatisch»**. Jede kirchliche Dogmatik ist aber keine wissenschaftliche Erkenntnisleistung, sondern ein intellektuelles Spiel, das auch nach andern Spielregeln gespielt werden kann; zum Beispiel «beim Barte des Propheten». Eine kritisch vergleichende Religionswissenschaft sieht anders aus. 3. Jede Theologie ist praktisch. Sie will Kirchendiener erziehen. Der politische Wille zur Macht («Kirchenfürsten») gesellt sich zur scheinwissenschaftlichen Vergegenständlichung von «Glauben an», «Fürwahrhalten von» geschichtlich gegebener Traditionen. Gustav Emil Müller

Von Ameiseneiern und Rüebliamen

Mit einigem Erstaunen lese ich im «Freidenker» Nr. 5, Mai 1976, im Beitrag «Stufenweise Entwicklungsperioden» von Gsfr. Hch. Beglinger, dass sich der Wechsel und die Verwandlung der Substanz, unter Einfluss und Wirkung eines weisen Gedankens in der Schöpfung vollzieht.

In diesem Satz stecken verschiedene Ausdrücke wie «weise Gedanken» und «Schöpfung», die mir für Freidenker etwas gewagt erscheinen. Was sind in der Entwicklung des Lebens auf der Erde weise Gedanken? Gehe ich richtig in der Annahme, dass Gedanken von einem «Denker» kommen müssen? Wenn der Denker auch noch weise ist, kann es sich sicher nur um eine Gottheit oder eben um Gott, den Gott der Christen, handeln. Denn irgend einen anderen Denker können wir uns nicht denken, der den Wechsel und die Verwandlung der Substanz durch die Millionen von Jahren so lenken könnte, dass zum Beispiel der Mensch geworden ist.

Gibt es eine «Schöpfung» ohne «Schöpfer»? Wer soll dieser «Schöpfer» sein? Doch sicher wieder der

«Denker» von vorhin! Er hat sich seinen Plan gemacht, hat Pflanzen, Tiere und auch den Menschen ausgedacht, und nun ans Werk.

Wenn wir von der heutigen Situation ausgehen, mag es nun wirklich so aussehen, als ob niemand (ausser dem Schöpfer) Leben erzeugen könne, ja nicht einmal in der Lage sei, den Ursprung des Lebens zu erklären. Gewiss weiss man nicht woher das Weltall «kommt» und wie «weit» es ist. Doch von dem Moment an, da die Sonne schien und einige Wasserstoffwolken sich zu verdichten begannen, kann die Wissenschaft eine beredte Sprache sprechen. Und da liegt nun auch eine Erklärung darin, warum es nicht gelingen kann, ein Ameisenei oder einen Apfelkern oder Rüebliamen zum Leben zu schaffen. Der weise Gedanke in der Schöpfung wusste es auch nicht, wie er einen Apfelkern usw. herstellen, schaffen sollte. Es gab ja diesen Plan nie. Weder ein weiser Gedanke noch eine Schöpfung sah ein Ziel oder einen Bauplan. Aus den Wasserstoffatomen, die ursprünglich allein da waren, bildeten sich weitere